

ARCHITEKTUR VIELE DER 30 ÜBERIRDISCHEN ANLAGEN IN HAMBURG SIND SCHON IN PRIVATER HAND

Neues Glück in alten Bunkern

Einst boten sie Schutz vor Bombenangriffen, heute wird hinter den dicken Mauern gearbeitet, gewohnt und geheiratet.

Benjamin Cordes

Sie wussten vorher nicht, wo gefeiert werden würde. Ahnungslos versammelten sich die Gäste an der Feldstraße auf St. Pauli, um zur Hochzeit von Mareike und Gordon Hollenga gebracht zu werden. Aber weit war der Weg zum Überraschungsort nicht: Direkt gegenüber im Flakturm IV, besser bekannt als Feldstraßen-Bunker, sollte sich das Liebespaar sein Jawort geben. Die Aussicht auf eine Hochzeit im doch eher unromantisch wirkenden Betonklotz ließ einige der Gäste innehalten. „Da drin?“, fragten sich einige ungläubig bis skeptisch.

Im „Turmzimmer“, dem Ort der Trauung, aber ist von düsterer Schutzraumatmosphäre nichts zu spüren. Hochzeitsplanerin Julia Petersen, die Hamburgs erste Bunker-Hochzeit ermöglichte, lässt die Gäste in dem festlich dekorierten Raum Platz nehmen. Der Duft der verstreuten Rosenblätter und das sanfte Licht schaffen einen lieblichen Kontrast zum kalten Beton.

Aus enger persönlicher Verbundenheit mit Bunker und dem Stadtteil entschied sich das Brautpaar für den Bunker. „Wir wohnen hier um die Ecke, fühlen uns in diesem Viertel sehr wohl und ich lege öfter nebenan im Uebel & Gefährlich auf“, sagt Gordon Hollenga. Heute zur Trauung trägt er einen adretten Anzug; wenn er Platten auflegt, ist er mit Perücke und Sonnenbrille verkleidet: Der Bräutigam ist ein Teil des DJ-Teams The Disco Boys.

Die Entscheidung für den Schutzbau als Ort der Eheschließung fiel dem Brautpaar aber auch vor dem Hintergrund seiner bedrückenden Geschichte. „Wir haben bewusst diesen Ort gewählt, weil zum Leben auch Schattenseiten gehören. Wir wollen mit unserer Hochzeit diesen ehemals negativen Ort mit Liebe aufladen“, sagt es.

Für den Moment der Trauung schafft es die festliche Stimmung tatsächlich, unter dem Hochzeitspaar und den rund 20 Gästen vergessen zu machen, was hier im Zweiten Weltkrieg geschah: Damals waren es tausendmal mehr Menschen, die in den Gemäuern Schutz suchten. Bis zu 20.000 standen und lagen damals dicht gedrängt bei großer Hitze hinter den dreieinhalb Meter dicken Betonwänden, fürchteten die Luftangriffe der Alliierten auf Hamburg und hatten Angst, ob der Bunker halten würde. Über ihnen tobte auf dem Dach der Krieg, dort wurden schwere Geschütze als Verteidigung gegen die Bomber abgefeuert.

Es war der 9. September 1940, als als Reaktion auf die Luftangriffe der Führerbefehl zur Errichtung von Flaktürmen in Berlin und Hamburg erging. Sie wurden unter der Leitung von Albert Speer gebaut – auch unter Einsatz von Zwangsarbeitern. Ihr massiver Baustil, ihr solides Aussehen und die gigantischen Ausmaße der Türme waren Teil der Propaganda: Sie sollten der Bevölkerung Sicherheit und Abwehrbereitschaft vorspiegeln. Bis zum Ende der 80er-Jahre gab



Hochzeit im Bunker an der Feldstraße: Mareike und Gordon Hollenga gaben sich im „Turmzimmer“ das Jawort.

es in Hamburg rund 1000 Bunker- und Zivilschutzanlagen. Heute sind nur noch 74 dieser Bauten formal zu Schutz Zwecken eingebunden, 30 von ihnen sind überirdische, sichtbare Hochbunker. Sie sind entweder noch im Besitz des Bundes und der Stadt oder bereits in privater Hand.

Die überflüssig gewordenen Bunker abzureißen ist meist nicht wirtschaftlich, der Unterhalt aber ebenfalls teuer. Mit der Zeit entstehen so immer neue, vielfältige und kreative Nutzungsarten. Das UKE lagert in einem Bunker Patientenakten, viele Schutzbauten werden als Probenräume an Bands und Musiker vermietet, die Uni hat in einem ehemaligen Bunker die Institute für Bodenkunde und Humanbiologie mit Laboren und Seminarräumen

untergebracht. In Wilhelmsburg soll der riesige Flakbunker während der internationalen Bauausstellung zum Symbol des Klimaschutzes werden: Mit einer 3500 Quadratmeter großen Solarthermieanlage und einem Biomasse-

„Hier sind wir isoliert, werden nicht abgelenkt. Das fördert unsere Fantasie.“

Jens Moelle

Blockheizkraftwerk könnte er dann mehrere Hundert Haushalte mit Wärme, Warmwasser und Strom versorgen. Während in viele Bunker neues Leben eingeblasen ist, scheint die Zeit an der Bramfelder Straße stehen geblieben zu sein. Mit dem Betreten des Bunkers, der in den 70er-Jahren gegen ABC-Angriffe ausgerüstet wurde, beginnt eine Reise in vergangene Zeiten. Durch massive Stahltüren und eine Strahlenschutzschleuse betritt man einen Ort, an dem alles noch zu sein scheint wie während des Kalten Krieges. Es riecht nach Öl

und Diesel, die Luft ist feucht wie in einem Keller. In der Kommandozentrale steht Peter Mohr vom Förderverein historischer Zivil- und Bevölkerungsschutz, der den Bunker als Museum instand hält. Er führt durch Räume, die bis in den letzten Winkel mit einfachen Stahlpritschen gefüllt sind. „Ein Drittel der Bunkerinsassen sollte auf ihnen schlafen, das zweite Drittel auf Sitzbänken Platz nehmen, an denen Kopfpolster vor den Erschütterungen durch Bombeneinschläge schützen sollten. Das dritte Drittel hatte die Aufgabe, die anderen beiden zu versorgen“, erklärt der frühere Referent für Zivilschutz der Innenbehörde. Doch das Museum ist in Gefahr. Der Bund will sich von allen Bunkern trennen, auch von diesem. Einen Kauf kann sich das Museum nicht leisten, die Zukunft ist ungewiss.

Timo Schwamberger hat dagegen schon vor einiger Zeit von den Veräußerungen profitiert,

sich einen Bunker an der Toni-straße in Eilbek gekauft und ihn zu seinem persönlichen Zufluchtsort gemacht. Der Individualist „wollte eben nicht gewöhnlich wohnen“ und baute sich einen Teil der Schutzanlage zu einer Wohnung aus. Erster und zugleich aufwendigster Bauabschnitt war das Herauslösen der Fenster aus dem mehr als einen Meter dicken Beton. „Das mit Diamanten besetzte Seil kostet 150 Euro pro Meter und frisst sich mit extrem hoher Geschwindigkeit durch Stahl und Beton“, erklärt Schwamberger. Wenn sich Teile von ihm lösen, würden sie zum tödlichen Geschoss. Für jedes Fenster hat das Seil drei bis zu acht Tonnen schwere Betonblöcke aus der Wand geschnitten. Allein die Fenster hätten 20.000 Euro gekostet, sagt der Bunkerbewohner. Doch die Kosten und Mühen haben sich gelohnt. Das Loft beeindruckt mit hohen Decken, die großen Fenster sorgen für viel Tageslicht. Die Küche, in der noch eine Wand im Bunkerlook erhalten ist, ist mit dem Wohnzimmer verbunden, der betonkühle Boden ist mit Dielen und Fußbodenheizung veredelt.

Im Bunker am Winterhuder Poelchaukamp ist dagegen noch vieles im Urzustand. Wenn man sich hier den oberen Stockwerken nähert, lassen Bässe das Stahl-Geländer zittern und das Zwerchfell vibrieren. „Wir mögen es bei der Arbeit laut, das ist näher dran an der Auftritts-„Sphäre“, sagen Jens Moelle und Ysmail Tüfekçi alias Digitalism. Das Elektro-Duo arbeitet gerade an seinem neuen Album und findet die Bunkeratmosphäre zum Arbeiten besonders fruchtbar: „Hier drinnen gibt es keine Schnittstelle nach draußen. Egal ob es Sommer oder Winter ist,



Arbeiten im Bunker in Winterhude: Jens Moelle (27) und Ysmail Tüfekçi (29) sind das Elektro-Duo Digitalism. FOTOS: PATRICK PIEL, INGO RÖHRBEIN



Wohnen im Bunker: Wie hier in Eilbek entdecken immer mehr Individualisten die Schutzräume auch als Wohnhaus. Allein der Einbau der Fenster hat 20.000 Euro gekostet.

hier sind wir isoliert, werden nicht abgelenkt. Das fördert unsere Fantasie.“ Schon ihre erste Sound-Werkstatt hatten sie in einem Bunker in Hasselbrook – zwischen alten Munitionskisten. In ihrem neuen Studio sieht es aus wie in einem Hobbykeller: Auf 15 Quadratmetern liegen unzählige Kabel, stehen Geräte und Mischpulte mit geschätzten 2000 Knöpfen. „Das hier ist wie ein Spielplatz für uns, wir kaufen uns ständig neues Spielzeug dazu“, sagt Moelle.

Wenn die Tüftler nicht an den Reglern drehen, touren sie 300 Tage pro Jahr durch die Klubs und treten weltweit auf. Mareike und Gordon Hollenga hatten gerade ihren großen Auftritt. Sie haben Ja gesagt und betreten die Terrasse oben auf dem Bunker. Mit Blick über St. Pauli und bis zur Elbe wird der Bräutigam pathetisch: „Unsere Liebe soll so unzerstörbar wie der Bunker sein.“ Wieder knallt es laut. Dieses Mal sind es Champagnerkorken – keine Geschütze.

Herr Rolin, in Sachen Fußball dem HSV und besonders der Borussia aus Dortmund verbunden, muss los. Die Kollegen warten. Wenn alles klappt, geht's am Wochenende mit Katharina zum Tanzen. „Gute Aussichten“, ruft er und eilt davon. Drei Meter – dann fragt einer ...

AUF EINEN KAFFEE HEUTE: CHRISTIAN ROLIN Sein Service kommt zum Zug

Jens Meyer-Odewald fragt spontan Menschen, was sie gerade bewegt, lädt sie auf einen Kaffee ein und lässt sie erzählen.

Halligalli am Hauptbahnhof. Rund 450.000 Menschen sind hier täglich unterwegs, gerade am Montag ist der Düwel los. Gut, dass die Reisenden kompetente Ansprechpartner finden. Tausendsassa wie Christian Rolin, Diplomat und Hamburg-Botschafter, die von allem ein bisschen wissen. Auf dem Weg vom Servicecenter zum „Zapfhahn“, und das sind gerade mal 20 Meter, wird der Mann mit der Uniform mehrfach befragt.

„Im Stress bin ich in meinem Element“, sagt der gebürtige Schweriner mit Wohnsitz in Hamm-Nord schließlich, nippt an seinem Kaffee – und freut sich des Lebens. Kein Bürojob, sondern direkter Kontakt zu Menschen, das ist sein Ding. Gilt auch für Ehefrau Katharina, die ebenfalls bei der Bahn arbeitet, allerdings in Altona.

Im September haben beide geheiratet, und bald steht Schritt zwei an: Umzug ins Grüne nach Ochsenwerder. Abends stehen Keller-Aufräumen und Kartons-Füllen auf dem Programm. Morgen nach Schichtende soll Laminat ausgesucht werden. Später darf Schwager Stephan Hand anlegen.

Herr Rolin, in Sachen Fußball dem HSV und besonders der Borussia aus Dortmund verbunden, muss los. Die Kollegen warten. Wenn alles klappt, geht's am Wochenende mit Katharina zum Tanzen. „Gute Aussichten“, ruft er und eilt davon. Drei Meter – dann fragt einer ...



Christian Rolin (29), Manager im Kundenservice der Bahn. FOTO: INGO RÖHRBEIN

PROZESS ÄRZTIN MUSS SICH VOR DEM AMTSGERICHT HARBURG WEGEN FAHRLÄSSIGER TÖTUNG VERANTWORTEN

Neunjähriger starb nach Routine-Operation

Daniel Herder

Schluchzend betritt der Mann, von dem beinahe Übermenschliches erwartet wird, den Gerichtssaal. Kpejouni B. (40) soll erzählen, was sich an jenem 14. März 2007 abgespielt hat – als sein Sohn Fouzane nach einer Routine-OP in einer Harburger HNO-Praxis plötzlich aufhörte zu atmen. Ihm gegenüber sitzt die Narkoseärztin, die den Tod des Neunjährigen verschuldet haben soll. In dem Prozess vor dem Amtsgericht Harburg geht es um „Zuständigkeiten“. Kpejouni B. geht es um Gerechtigkeit. Die Betreuung seines Sohnes sei schlampig organisiert gewesen. „Ich möchte helfen, dass sich so etwas nicht mehr wiederholt.“ Aber eigentlich, sagt er, wolle er alles nur schnell hinter sich bringen. Es war eine Routine-Operation,

die tödlich endete: Am 14. März 2007 wurden Fouzane in der Praxis die Polypen entfernt. Die Operation – ein Erfolg, doch im Aufwachraum setzte unvermittelt seine Atmung aus. Zunächst wiederbelebt, starb das Kind eine Woche darauf im Krankenhaus. Sein Hirn war durch den Atemstillstand zu schwer geschädigt.

Vor Gericht muss sich seit gestern die Anästhesistin Dr. Asnath B. (50) wegen fahrlässiger Tötung verantworten – weil sie den Jungen nach der OP nicht genug überwacht haben soll. Die Angeklagte mit den grau-blonden Haaren sagt, dass sie seitdem eine Trauma-Therapie mache. „Der Vorfall verfolgt mich jeden Tag“, erzählt sie unter Tränen. Ein Ermittlungsverfahren gegen den Operateur, den Harburger HNO-Arzt Dr. Horst B. (52), hatte die Staatsanwaltschaft wegen mangelnden Tatverdachts eingestellt.

Von 1993 an arbeitete die Narkoseärztin aus Lüneburg mit Horst B. zusammen. Sie waren eingespielt und bewältigten täglich zwölf, manchmal noch mehr ambulante Eingriffe. Operationen im 15-Minuten-Takt. Sie habe immer nur die Narkose überwacht, geteilt, also habe sie ihn an Horst B. übergeben. Er und nicht sie, so die Angeklagte, habe sich abwechselnd um die Überwachung des Patienten im Aufwachraum kümmern müssen. Der Kölner Medizinrechtler Thomas Ufer (Kanzlei Dr. Halbe) hat häufiger mit tragischen Fällen zu tun, die auf mangelnde Absprachen zwischen Operateur

„Der Vorfall verfolgt mich Tag für Tag.“

Asnath B.

und Anästhesist zurückgehen. Während im OP-Saal die Aufgaben eindeutig verteilt seien, sei häufig unklar, wer die postoperative Betreuung übernimmt. „Gerade an den Schnittstellen, wo die Verantwortlichkeit des einen Arztes endet und die des anderen beginnt, gibt es häufig Zuständigkeitsprobleme.“ Kpejouni B. hätte nur zu gern vom Arzt erfahren, was er hätte tun sollen, als sein Sohn neben ihm im Aufwachraum lag und starb. „Doch ich wurde allein gelassen.“ Immer wieder hält der 40-Jährige, der nach dem Schicksalsschlag seinen Job und seine Partnerin verloren hat, inne und weint. Er wirkt völlig überfordert. An jenem Tag, es war gegen 8.30 Uhr, habe der OP-Arzt Fouzane in den Aufwachraum getragen, ihn kurz danach

wieder verlassen. Da habe sein Sohn noch geatmet. Als er nach einer Weile noch immer nicht aufgewacht sei, habe er sich Sorgen gemacht. Niemand habe sich um ihn gekümmert. „Total beunruhigt“ habe er mehrfach um Hilfe gebeten – stets sei er vom Operateur und den Arzthelferinnen mit den Worten „haben Sie Geduld“ abgewiesen worden.

Horst B., der als Zeuge aussagt, widerspricht dieser Schilderung. Er habe den Jungen in die Obhut einer Arzthelferin übergeben. Eigens für die Kontrolle im Aufwachraum seien zwei Kräfte abgestellt. Die „Aufwachgebühren“ hätten sich er und Asnath B. meist geteilt, sie seien „eigentlich beide“ für die Überwachung des Patienten zuständig gewesen.

Die Verantwortung aber soll Asnath B. offenbar alleine tragen. Der Prozess wird am Freitag fortgesetzt.

JETZT BIS ZU 50 EURO SICHERN

20 Jahre Geräteberatung - feiern Sie mit

Sie suchen eine neue Waschmaschine, einen Geschirrspüler oder einen Gefrierschrank? Dann lassen Sie sich vor dem Kauf von uns beraten:

Vattenfall Center Hamburg
Spitalerstraße 22 (Innenstadt)
Mo bis Fr 9-18 Uhr Sa 10-14 Uhr

Zweigstelle Eimsbüttel
Osterstraße 133
Mo bis Fr 9-18 Uhr

Unser Jubiläumsgeschenk für Sie - ein Gutschein im Wert von bis zu 50 Euro Einzulösen bei teilnehmenden Fachhändlern der Elektro-Gemeinschaft Hamburg.

In Kooperation mit:
STARK. SICHER. SERVICE.
Elektro-Gemeinschaft Hamburg

VATTENFALL